



**Historischer Verein für Mittelbaden e.V.
Mitgliedergruppe Schiltach**

Aus den Briefen des Schiltacher Auswanderers Wilhelm Schillinger

Von Hans Harter

„Wie gut, dass die Großmutter das aufgehoben hat“, erklärte ein Schiltacher, als er kürzlich vier alte Briefe fand. Nach fast 150 Jahren sollen sie und ihr Schreiber, der damals 27jährige Zimmermann Wilhelm Schillinger (geb. 1839), genauer vorgestellt werden.

I.

„Lebet wohl und gedenket mein.“

Der erste Brief ist vom 29.10.1866, kam aus Frankreich und war an seine Mutter Anna Maria, Witwe des Flößers Gottlieb Schillinger, Mühlengasse 3, gerichtet. Darin berichtet Wilhelm, dass er und seine Kameraden die erste Etappe einer langen Reise gut überstanden hatten: Mit dem Leiterwagen nach Hausach, der damals nächsten Bahnstation, und weiter nach Kehl. Dort vertrauten sie sich für die Weiterreise einem „Agenten“ an, der aber mehr verlangte, als sie gerechnet hatten, so dass ihr Reisegeld bereits zu schwinden begann.

Zwei Tage später ging's über Straßburg nach Paris, „der weltberühmten Stadt“, und weiter nach Le Havre am Ärmelkanal. Dies war damals ein bedeutender Auswanderungshafen, wegen der direkten Bahnverbindung ab Kehl gerade für Süddeutsche; auch wurden hier die Kontrollen nicht so streng gehandhabt, da viele das Land ohne behördliche Erlaubnis verließen. Quartier fanden die vier in dem von einem Deutschen geführten „Hôtel de Stuttgart“, wo das Zimmer, das sie allein für sich hatten, auch mehr kostete als gedacht.

Das Hafenleben setzte sie in Erstauen: Schiffe liefen ein und aus, und es war „fast unmöglich, sie alle zu zählen“. Auf einem Baumwollsegler waren „lauter Indianer und Schwarze“. Ein Dampfschiff sank, weil die Arbeiter beim Kohlenladen die Luken offen ließen, die nachts, als die Flut kam, voll liefen. Auch sonst sah man „Menschen aller Nationen und aus allen Weltteilen“, während der Wirt warnte, abends auszugehen: Kürzlich waren drei Burschen, die nach Amerika wollten, „in einer finstren Gasse von Matrosen totgeschlagen worden.“

In Le Havre mussten Wilhelm und seine Kameraden, sie hießen Jakob Kamm, Christian Maurer und Johann Schneider, erst einmal warten. Bei ihnen war noch ein Junge namens Gustaf, der eigentlich

nur bis Paris mit sollte, dort aber die Heimkehr verweigerte: „Es sei hier schöner als in Schiltach, er will alles sehen.“

Nachdem zuvor „starker Sturm“ war, stach ihr Schiff am 31. Oktober in See und begann die Fahrt über den Atlantik, der sie vielleicht für immer von der Heimat trennen sollte: Die vier suchten ihr Glück in den USA, dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, nicht wissend, was sie dort erwartete. Mit sich führten sie ihre Barschaft von 50 Gulden (etwa 500 €), sowie Kleider und Habseligkeiten, die in „Übersee“-Koffern verstaut waren; dazu viel Vertrauen auf Gott, der „uns eine glückliche Überfahrt verleihen und beistehen wolle in Not und Gefahr.“



Gemälde: Auswanderer gehen an Bord eines Schiffes in die „Neue Welt“

Die letzten Abschiedsgrüße gingen von Johann Schneider an seine Frau, die er ebenso zurückließ, wie Jakob Kamm seine Eltern und Wilhelm Schillinger die Mutter, Geschwister, Freunde und Verwandten: „Lebet wohl und gedenket mein, denn meine Erinnerung erstickt auch nicht in meinem Herzen.“

Es war nicht Abenteuerlust, sondern Not, die sie ins Ungewisse ziehen ließ: Der Vater von W. Schillinger war erst kürzlich verstorben, von den sechs Kindern nur zwei verheiratet, und in dem mit Bevölkerungswachstum gesegneten Schiltach die Arbeit rar. J. Schneider reiste sogar ohne seine Frau, in der Hoffnung, ihr bald Geld schicken zu können, wie es auch J. Kamm seinen Eltern versprochen hatte. Sie alle hatten zusammengelegt, um ihnen die Fahrt nach Amerika zu ermöglichen, in der Hoffnung auf einen Neustart für sie, zumal sich die Kunde von „reich“ gewordenen Auswanderern auf dem alten Kontinent verbreitete. Dies besonders in den Hungerjahren der 1840/50er, als aus Baden 86.000 Menschen auswanderten (6% der Bevölkerung) und auch von Schiltach ganze Familien die Heimat verließen.

II.

„So es Gottes Wille ist, so werden wir in ein paar Jahren einander wieder sehen.“

Während ihr Schiff am Ende Oktober 1866 bei „günstiger Witterung und stiller See“ von Le Havre abfuhr, sollten die vier Schiltacher Auswanderer bald die Herbststürme des Atlantik erleben, die sie 19 Tage lang nicht mehr losließen: „Sturm die ganze Nacht, Seekrankheit, Kälte, Regen, Hungerleiden, brausende See“ - „es schleuderte das Schiff rum wie nichts, es war vielmals ganz unter Wasser“ berichtet Wilhelm Schillinger in seinem zweiten Brief an die Mutter und Geschwister vom 28.1.1867.

Zu diesem Zeitpunkt weilte er bereits auf einer Farm in der Nähe von Toledo am Erie-See (Ohio), im fruchtbaren und spärlichen besiedelten Nordwesten der USA, der damals viele Auswanderer anzog. In seinem Brief rekapitulierte W. Schillinger seine Ankunft auf dem „neuen Kontinent“: Die „große Freude beim Erwachen“, als sie im Hafen von New York ankamen, die Ausschiffung in Castle Garden, dem Sitz der Einwanderungsbehörde, ein kurzer Aufenthalt in New York, von dort zwei Tage und Nächte mit der Bahn über Pittsburgh und Cleveland nach Toledo, einer Stadt von damals 23.000 Einwohnern. Dort hatten sie eine Anlaufstelle, den Schiltacher Johannes Schneider, Schwager ihres gleichnamigen Auswanderungskameraden, der Schiltach schon 1853 in Richtung Amerika verlassen hatte.



New York 1852: Im Vordergrund „Castel Garden“, die Empfangsstation für die Einwanderer

Bei ihm wohnten sie 14 Tage, gleich auf der Suche nach Arbeit, die sie in der Stadt jedoch nicht fanden. Für einen Farmer, der aus Eichstetten (bei Freiburg) stammte und bereits vor 19 Jahren

hierher gekommen war, konnten W. Schillinger und J. Kamm dann den Winter über in einem Wald, „wo nichts als Einsamkeit herrschte“, Scheiterholz machen. „Das war aber ein Winter, ich habe in Deutschland noch keinen so erlebt, man ging fast drauf vor Kälte.“

Hier wurde Wilhelm sich auch der Fehler bewusst, die er bisher bei dem Unternehmen Auswanderung gemacht hatte: Vor allem die schlechte Jahreszeit, der Herbst, der ihn hier gleich mit dem strengsten Winter konfrontierte. Dafür war er weder bekleidungsmäßig ausgerüstet (die er sich jetzt teuer kaufen musste), noch gab es gute Arbeit – „im Frühjahr zu reisen, wäre besser gewesen.“ Er konnte sich auch nicht genug ärgern, dass er „keine Sachen, wo man einen schönen Profit machen könnte“ mitgenommen hatte: Halstücher, Tabak oder Uhren, die sein Bruder Johannes anfertigte – „ich hätte mit vielem gute Geschäfte gemacht und mein Reisegeld frei rausgeschlagen.“ So verdiente er über den Winter nicht viel, doch musste er wenigstens keine Schulden machen, und setzte seine Hoffnung auf das nächste Frühjahr.

Auch wirkte der erst im Jahr zuvor beendete amerikanische Bürgerkrieg nach, mit großer Teuerung, die durch die weiter erhobenen Kriegssteuern verschlimmert wurde: Die notwendigen Dinge kosteten ein Vielfaches als vor dem Krieg: Handschuhe 2½ Dollar, eine Hose 4-5 Dollar und Stiefel 10 Dollar. Für Kost und Logis musste er 4-4½ Dollar in der Woche bezahlen. Ein weiteres Manko waren die fehlenden Sprachkenntnisse: „Der, wo sie kann, hat am Tag immer einen halben Dollar mehr Lohn, es ist halb verdientes Geld.“

So konnte er nur hoffen, das geliehene Reisegeld in einem Jahr zusammen zu haben und es seinen Angehörigen zukommen zu lassen. Sehlichst aber erwartete er von ihnen Post, die, „lateinisch geschrieben“, an „Wilhelm Schillinger in Toledo State of Ohio, Nordamerika“ gerichtet werden sollte. Bei den Grüßen und Wünschen fehlte auch „unser Herrgott“ nicht, „der Euch vor allem Unglück und Schaden behüten und Euer Leitstern wie meiner sein wolle.“ So es sein Wille ist, „so werden wir in ein paar Jahren einander wieder sehen.“

III.

„Ich hab hier noch keine Hauszäune mit Wurst umflochten gesehen.“

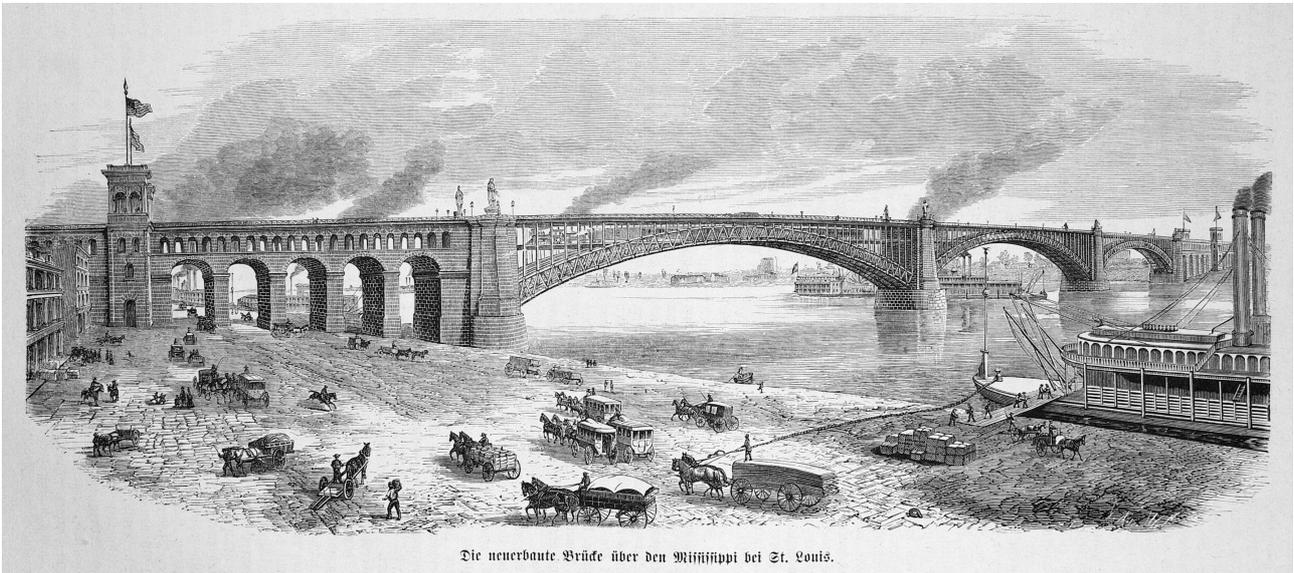
Den Winter hatte Wilhelm Schillinger dann doch gut überstanden, wie er in seinem dritten Brief vom 2.6.1867 an seine „liebe Mutter und Geschwister“ berichtet. Er selber hatte von ihnen bisher noch nie eine Antwort erhalten und war deshalb in Unruhe und Sorge, zumal ihm „die Heimat so viel zu schaffen machte“ und er hier „schon schwere Tage erlebte.“

In Toledo fand er nun auch Arbeit bei einem Bauschreiner, der aus dem Schweizer Siblingen stammte. Sein Wochenlohn betrug zwölf Dollar, wovon 4½ Dollar für Kost und Logis abgingen; außerdem musste er sein Werkzeug selber kaufen (60 Dollar) und viel für Kleidung ausgeben – „alles ist sündlich teuer, daheim hätte ich billiger Sach' bekommen“, wie er dazu meint. Überhaupt „schafft man hier viel strenger wie in Deutschland, nicht bloß 10 Stunden.“

Mit seinen Kameraden Joh. Schneider und Jakob Kamm war er weiter zusammen, während der vierte im Bunde, „Maurers Christian“, der bei der Überfahrt auf ein anderes Schiff kam, verschollen blieb. Er hätte „auch schon eine Farmers Tochter heiraten können“, was er nicht wollte, „denn mein Wunsch ist, unser Deutschland in ein paar Jahren wieder zu sehen.“ Auch „hab ich hier noch keine Hauszäune mit Wurst umflochten gesehen“, offenbar war Amerika für die Einwanderer doch nicht das Schlaraffenland, das sie sich erträumt hatten. Dennoch berichtet er, dass im ersten Halbjahr in Toledo 47.695 Personen mit der Eisenbahn ankamen, alles junge Leute, die nach

Chicago oder in den Süden der USA wollten. „Es muss recht schlecht stehen in Deutschland“, wie er diese Zahl kommentierte.

Danach ist nur noch ein Brief von ihm erhalten, vom Januar 1870, aus Louisville, 650 Meilen südlich von Toledo, wo er inzwischen an einer Eisenbahnbrücke über den Mississippi arbeitete: „Eine gefährliche Arbeit, wenn einer runter fällt, braucht man ihn nicht mehr zu holen.“



Die neuerbaute Brücke über den Mississippi bei St. Louis.

An einer gewaltigen Brücke über den Mississippi arbeitete auch der Schiltacher Auswanderer Wilhelm Schillinger

Zuvor war es ihm gesundheitlich sehr schlecht gegangen: 13 Wochen „am Fieber krank“, damit ohne Arbeit, aber hohen Arzt- und Apothekenkosten. Dafür ging das „schöne Stück Geld“ drauf, das er gespart hatte, um seine Reiseschulden zu begleichen – „aber das Schicksal hat es anders beschlossen.“

Seine fortdauernde Sorge galt der Arbeit im Winter, „denn man kann hier sechs Monate rechnen zum Winter, wo keine Arbeit geht und man froh sein muss, dass man sein Essen verdient.“ Die diesmalige Aussicht aber war gut: Er sollte ein Haus bauen, was Arbeit und Verdienst bis ins Frühjahr bedeutete. Dennoch hatte er beschlossen, in spätestens zwei Jahren „wieder deutschen Boden zu betreten, um nie wieder Amerika zu sehen.“

Seine Enttäuschung war nicht nur in den schlechten Arbeitsmöglichkeiten begründet, sondern auch im Verhalten seiner Kameraden, von denen sich jetzt keiner mehr um ihn kümmerte, nicht einmal Jakob Kamm, für den er bisher doch „viel getan“ hatte. Dieser versuchte sein Glück auf andere Art und nahm „im Kosthaus die Mannsstelle ein, wo der Mann doch noch lebt.“ Wilhelm wollte sich aber nicht „so runtersetzen, um zu etwas zu kommen“, sondern sich mit ehrlicher Arbeit durchschlagen. Doch musste er die Erfahrung machen, dass „in Amerika sich niemand um einen bekümmert“ und dass „das Sprichwort hier heißt: hilf dir selbst.“ Oft habe er „mit weinenden Augen“ an seine Angehörigen in Schiltach gedacht, denn „in Amerika habe ich noch nicht viel Freuden erlebt.“

Danach hören die Briefe auf, sein weiteres Schicksal ist nicht bekannt, im Schiltacher Kirchenbuch ist nur vermerkt: „Nach Amerika ausgewandert“, wo Wilhelm Schillinger - trotz aller Rückkehrwünsche – offenbar für immer blieb. Im aktuellen Telefonbuch der Stadt Toledo findet sich sein Nachname nicht, doch gibt es dort „Kamm“, „Maurer“ und „Schneider“, die Namen der anderen Schiltacher Auswanderer von 1866 - womöglich ihre Nachkommen.

Bilder: Archiv Hans Harter - Dank an Fritz Götz, Schiltach.